

Die große Provinzstadt

—
Eindrücke aus meiner Wahlheimat

PASCALE HUGUES

Geboren 1959 in Straßburg (Frankreich), Journalistin und Schriftstellerin, berichtet für das Wochenmagazin „Le Point“ aus Deutschland. Außerdem verfasst sie vierzehntäglich für die Berliner Tageszeitung „Der Tagesspiegel“ die Kolumne „Mon Berlin“.

Man muss Berlin nur für einige Zeit verlassen, um seinem Charme von Neuem zu verfallen. Vor Kurzem kam ich von einer zweiwöchigen Reise in eine Kleinstadt des

Mittleren Westens der USA nach Hause. Mein Kopf war mit Jetlag wattiert, deshalb entschloss ich mich, die Zeit bis zum Schlafengehen mit einem Spaziergang in Mitte zu überbrücken. Es war einer der ersten lauen Abende, die den Sommer ankündigen. Straßencafés und Parks waren überfüllt, die Fenster standen weit offen, die Neu-Berliner schlenderten durch die Straßen. Und wie jedes Mal nach der Rückkehr ließ ich mich vom milden Lebensgefühl in dieser merkwürdigen deutschen Hauptstadt anstecken.

Berlin ist eine *slow city*. Das Leben rauscht hier nicht so schnell vorbei wie woanders. Wenn man durch die Stadt bummelt, mag man kaum glauben, dass man sich in der pulsierenden und selbstbewussten Hauptstadt der wichtigsten europäischen Wirtschaftsmacht befindet. Berlin ist unendlich viel entspannter als Paris, New York oder London. Niemals hat man hier das Gefühl, zu ersticken, niemals fühlt man sich so beengt, so furchtbar erschöpft nach einem langen Tag voll Lärm, Verkehr, Gedränge, Stress, schlechter Laune, Umweltverschmutzung, Sehnsucht nach Grün. In Berlin komme ich wieder zu Kräften. Für mich besteht ein Zusammenhang zwischen dieser Ruhe und der Breite der Bürgersteige: In Paris ist ein Trottoir ein Flaschenhals. Man rempelt sich an, man tritt den Passanten vor einem auf die Hacken. In Berlin sind die Fußwege breit und leer. Man kann im eigenen Rhythmus flanieren, man kann sich Zeit nehmen, zwei Kinderwagen haben nebeneinander Platz. „Anders als New York, das ich wirklich liebe, das mich aber ständig erschöpft, lässt Berlin einen in Ruhe und gibt einem sogar Energie“, sagt der Regisseur Wim Wenders, der in der Torstraße wohnt, der großen Lebensader von Mitte. Auch mich hält diese besondere Atmosphäre in der Stadt. In welcher Weltstadt kann man mit dem Rad fahren, ohne sein Leben aufs Spiel zu setzen? Wo kann man ohne allzu große Probleme einen Parkplatz finden? Oder unter den Fenstern des Regierungschefs picknicken? An Sommerabenden treibt der Qualm von gegrilltem Fleisch in fetten Schwaden über den Tiergarten bis zum Kanzleramt. Wo kann man in einem idyllischen See baden, gerade zehn Minuten von zu Hause entfernt? Sich im Park nackt auf eine Wiese

legen? Mit Bestürzung denke ich daran, was passieren würde, wenn jemand in einem Londoner Park seinen Slip ausziehen würde. Im Handumdrehen würde eine Verhaftung wegen Verstoßes gegen die guten Sitten folgen! In jedem Frühjahr gibt es in den Berliner Tageszeitungen Beilagen: Fahrradtouren, Seen, Wanderwege. Diese Freiheit, nur ein paar Pedalumdrehungen bis ins Grüne zu brauchen! Die Pariser zahlen einen hohen Preis für ihre Landpartien. Zwei Stunden Stau am Sonntagabend inmitten der Wohnklötze der endlosen Vorstädte.

ZEITREISE IN DIE VERGANGENHEIT

Berlin ist ein Chamäleon. Nach ein paar Tagen Abwesenheit ist das vertraute Dekor kaum wiederzuerkennen. Das Schloss ist um eine Etage gewachsen! Das Gebäude war vor einem Monat noch gar nicht da! Man könnte das Berlin, wie ich es wenige Wochen vor dem Fall der Mauer kennengelernt habe, nicht über das von heute legen ... die Umrisslinien haben sich verändert. Das ist nicht mehr dieselbe Stadt. Als ich im September 1989 zum ersten Mal Berliner Boden betrat, entdeckte ich eine janusköpfige Stadt. Der provinzielle, ruhige Westen, ein von Seen und Wäldern umringtes Biotop. Ein Zufluchtsort für die Kriegsdienstverweigerer, denen der Viermächte-Status der Stadt den Militärdienst ersparte, und für junge Leute, die sich von den einschnürenden Konventionen ihrer westdeutschen Kleinstädte befreien wollten. Eine Stadt der Kriegerwitwen mit blasslila Dauerwellen, die im Café Kranzler am Kurfürstendamm bei

Kaffee und Kuchen sitzen, eine Stadt der Punks mit knallrot gefärbten Haaren, die im Schatten der Mauer in Wohnwagen lebten. Ostberlin dagegen war für uns Westeuropäer bis 1989 Terra incognita. Es war das Ziel von Tagesausflügen. Und man war froh, dass man abends nicht da bleiben musste. Ein paar knatternde Trabants, quietschende Straßenbahnen, der Geruch nach Koks und nachts schlecht beleuchtete Straßen. Die Läden waren fast leer, das Obst hatte einen Graustich, die Frauen trugen ausgebleichte blonde Dauerwellen und die Männer ausgewaschene Jeansjacken. Auf den verfallenen Fassaden sah man noch die Einschusslöcher vom Frühling 1945, als die Hauptstadt des Dritten Reichs belagert wurde. Eine wie in Formalin konservierte Stadt. Ich hatte das irritierende Gefühl, mit einer Zeitmaschine in die Vergangenheit zu reisen.

Wie oft suche ich auch heute noch vergeblich ein bestimmtes Haus: abgerissen oder bis zur Unkenntlichkeit renoviert; eine Straße: mit einem neuen Verlauf versehen; eine Kunstgalerie: umgezogen. Berlin ist eine gigantische Baustelle voll von Kränen und Gerüsten, Pressluftschlämmern und Betonmischern ... überall wird renoviert, abgerissen, aufgebaut, umgewandelt, ausgebessert. Am Sonntag durchstreift man die Stadt mit dem Fahrrad, um die neuen Landschaften zu inspizieren und die Entwicklung der Baustellen zu überwachen.

Paris, London, Rom haben sich kaum verändert. Es sind fertige Städte, sie sind fest in ihrer intakten Vergangenheit verankert, die Jahrhunderte defilieren harmonisch an den Passanten vorbei. Berlin dagegen häutet sich ununterbrochen. Man genießt den Schwebezustand, denn man ist sich seiner Vergänglichkeit be-

wusst. In Berlin finden sich noch Unmengen dieser sagenhaften und dem Verschwinden geweihten Orte. Wenn ich so durch die Straßen wandere, weht mich häufig eine leichte Melancholie an. Ja – der flüchtige Zustand Anfang der 1990er-Jahre ist für immer vorbei. Alles ist wieder an seinem Platz. Ich erinnere mich an das Hotel Esplanade, einen Solitär mitten in der Brache des Potsdamer Platzes. Man fühlte sich wie in einem verzauberten Land: Nach einer Nacht im holzgetäfelten Kaisersaal fand man sich im Morgengrauen mitten im Unkraut wieder! Der Kaisersaal wurde in den neuen Wolkenkratzer des Sony Center integriert. Ein steriler Ort, in den ich nie einen Fuß setze. Auf dem Leipziger Platz wurde vor Kurzem ein monumentales Einkaufszentrum eröffnet. Noch ein Geschäftszentrum mit den immer gleichen Boutiquen und dem immer gleichen Aussehen! Und noch mehr Bürohäuser! In dieser Stadt spritzen sie aus dem Boden wie Champignons nach dem Herbstregen.

SURREALISTISCHES ZUSAMMENLEBEN

Es ist wahr, wir Berliner haben ein wenig Angst um unsere Stadt. Gentrifizierung – das Schreckenswort ist in aller Munde. In meinem Stadtviertel sehe ich häufig Scouts, die im Auftrag von Unternehmern nach Baulücken suchen, um sie zu bebauen, nach Gebäuden aus den 1950er-Jahren, um sie abzureißen. In Kreuzberg gehen die Mieten durch die Decke. Achtzig Prozent der Einwohner von Prenzlauer Berg sind Neuankömmlinge, die meisten von ihnen Schwaben aus Stuttgart oder

Ulm. Sie müssen sich gegen den Vorwurf verteidigen, mit ihren Bioläden und bilingualen Kindergärten die Gegend zu entstellen. Und die Preise in die Höhe zu treiben. Surrealistisches Zusammenleben: Townhouses mit minimalistischen Fassaden grenzen an Plattenbauten, die ostdeutschen Sozialwohnungen mit ihren Tüllgardinen und ihren Geranienkästen an den Fenstern. Die Immobilienpreise haben die astronomischen Höhen von Paris, London, Zürich oder sogar München zwar noch lange nicht erreicht, aber das Spekulationsfieber grassiert auch hier.

Und so mache ich mir seit einiger Zeit Sorgen. Immer wieder einmal fürchte ich, dass Berlin sich von den Gleichmachern zähmen lassen könnte, dass es eine angesagte Metropole wie so viele andere werden könnte, mit seinen Concept Stores, seinen Townhouses, seinen die ganze Nacht vibrierenden Clubs ... und seiner Freiflächen im Herzen der Stadt beraubt.

FASZINIERENDES PARADOX

Aber – da hat man nicht mit der Widerstandskraft der Berliner gerechnet. Vor zwei Jahren haben sie der Immobilienspekulation ein donnerndes „Nein“ entgegengesetzt. Ein Volksentscheid hat das Bebauungsvorhaben für das Gelände des von Hitler in den 1930er-Jahren erbauten und heute stillgelegten Flughafens Tempelhof gestoppt. Das Tempelhofer Feld ist größer als der Central Park und zugleich das größte Niemandsland in einer europäischen Stadt. Eine Steppe, so weit das Auge reicht. Ein magischer Ort. Die Berliner haben sich nicht lange bitten lassen, sich den Ort anzueignen. Wenn ich auf

der ehemaligen Landebahn jogge, sehe ich Hundebesitzer, umschlungene Liebespaare im hohen Gras, einen Saxophonspieler, Nudisten und Yogis, türkische und arabische Familien, die hier Fleisch grillen. Im Gemeinschaftsgarten am Rand des Rollfelds steht zwischen zwei Gemüseboxen ein Sessel aus Holz, nach Westen gedreht. Hier setze ich mich gern hin, um den Sonnenuntergang zu betrachten. Und jedes Mal sage ich mir gerührt: Ja, wegen genau solcher Orte liebe ich diese Stadt.

„Berlin ist nicht Deutschland!“, sagen die Ausländer. Berlin stellt die in uns verwurzelten Klischees vom wohlhabenden, ordentlichen und langweiligen Deutschland auf den Kopf. Es ist all das, was Deutschland nicht ist: phantasievoll, ein bisschen kaputt ... arm, aber sexy! Die Formulierung seines früheren Bürgermeisters Klaus Wowereit passt wie ein Handschuh. Nein, Berlin wird seine Seele nicht so schnell verlieren. Ungeachtet all der Hipster-Bärte, Lederjacken und Tattoos bleibt das angesagte Berlin – und genau dieses Paradox macht es so faszinierend – eine große Provinzstadt.

*Übersetzung aus dem Französischen:
Elisabeth Thielicke, Frankfurt am Main*